

Konrad Hummler
Aus der Frohburg

Konrad Hummler

Aus der Frohburg

**Aufzeichnungen zur Herkunft
eines Unangepassten**

Impressum

© 2021 Edition Königstuhl

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert werden, insbesondere nicht als Nachdruck in Zeitschriften oder Zeitungen, im öffentlichen Vortrag, für Verfilmungen oder Dramatisierungen, als Übertragung durch Rundfunk oder Fernsehen oder in anderen elektronischen Formaten. Dies gilt auch für einzelne Bilder oder Textteile.

Bild Umschlag: xxx
Gestaltung und Satz: Stephan Cuber, diaphan gestaltung, Bern
Lektorat: Manu Gehriger
Druck und Einband: CPI books GmbH, Ulm
Verwendete Schriften: Adobe Garamond Pro, Akzidenz Grotesk BQ

ISBN 978-3-907339-00-8

Printed in Germany

www.editionkoenigstuhl.com

Inhalt

Ex ovo	7
Gebrannte Crème. Und ein Mord?	13
Das Karfreitagsei, ein Exorzist und die Schwarze Spinne	20
Zurück im 19. Jahrhundert	28
Dünkel, Dynamik und eine Ohrfeige	34
Moll- und andere Töne, vorwiegend in Dur	40
Die Fälschung der Passion	46
Lange Wege, lange Tage	52
Die Krawatte von Ennenda	60
Besuche	66
Wehmut, Bauieber und Geldschöpfung	72
Rosa Umschläge von der blauen Küste	79
Paris 1968	85
Enttäuschte Hoffnungen	92
Goldene Äpfel, unkeusche Schüler und koschere Brötchen	98
Explosives	106
Ein Stall als Lebenszentrum	115
Gilgen an den Galgen!	124
Der kleine Auszug und das grosse Reinemachen	132
Keine runde Sache	141
Der grosse Auszug	150
Anything Goes	159

Ex ovo

Die Puderdose aus hellgelb eloxiertem, geripptem Aluminium und gefüllt mit weissem Talgpulver stand oben rechts auf dem Wickelbrett, das seinerseits auf einem grossen, truhenförmigen Überseekoffer platziert war. Mutter pflegte meine Beine resolut an den Waden zu fassen und über den Kopf nach hinten zu drücken, um ihre Aufgabe mit meinem Geschäft verrichten zu können. Das Ringen nach Atem ist eine meiner ersten Erinnerungen, und seither habe ich Angst, beim Sterben einmal ersticken zu müssen.

Der Überseekoffer stammte vom Vater meiner Mutter, der als junger Textilkaufmann von Abtwil nach Amerika ausgewandert war und dort unter anderem im Wahlstab des nachmaligen Präsidenten Theodore Roosevelt mithalf. Vermutlich war es seine Liebe zu den Schweizer Bergen, die ihn zurückführte – er gehörte zur Gruppe jener waghalsigen St. Galler Alpenclubmitglieder, die in den 1890er-Jahren den Eiger erstmals mit Skiern bestiegen hatten. Einer verlor dabei seine grosse linke Zehe infolge Erfrierung; Mutter und ich besuchten ihn regelmässig in seinem Tabakwarengeschäft oben beim Blumenmarkt in St. Gallen. Sein Hinken, kleine Ursache, grosse Wirkung, hatte ihn zur Immobilität im Dienste von Zigarren und Zigaretten verurteilt. Demgegenüber war mein Grossvater Alfred Stucki bis kurz vor seinem Tod im Jahre 1959 alpinistisch unterwegs; seinen das Ende einleitenden Herzinfarkt handelte er sich mit einem Sonntagsausflug auf den Alt-

mann ein – er war mit dem Velo, Typ Engländer mit Ölbad, von St. Gallen nach Wasserauen gefahren, am Abend unter Beschwerden auch wieder zurück, hatte dazwischen rasch den zweithöchsten Alpsteingipfel erklommen und war auf dem Rückweg im Seetal geschwommen.

Alfred Stucki las Schopenhauer und Thomas Mann; der «Tod in Venedig» von Letzterem war interessanterweise seine Lieblingslektüre; wie er in seinem Innersten fühlte und dachte, blieb seiner Umgebung verschlossen. Die Bergblumen kannte er sozusagen ausnahmslos, zudem konnte man ihm auch ohne amtliche Pilzkontrolle vertrauen, wenn er am Sonntagabend die Ausbeute eines Streifzugs durch herbstliche Wälder auf den Küchentisch leerte. Als Stickerei-Exporteur hatte er nach fulminantem Start den 1. Weltkrieg, die Weltwirtschaftskrise und den 2. Weltkrieg zu bewältigen, was bei seinen Hauptmärkten Frankreich und England eine nachgerade hoffnungslose Geschichte war. So schränkte nicht die Kriegsrationierung den Speisezettel der Familie Stucki ein, sondern das strikte finanzielle Regime, das er sich, seiner Kommanditgesellschaft und seiner Familie auferlegt hatte. Überleben um jeden Preis, um die Löhne der Angestellten zahlen zu können, um wieder bereit zu sein, wenn es einmal besser würde, so seine tätige Überzeugung, obwohl bei Schopenhauer eher wenig Optimismus zu holen ist und auch Thomas Mann oft den Zerfall beschreibt.

Meine Mutter führte in jener Zeit den Haushalt, denn ihre Mutter Elisabeth war sehr früh an einem üblen Krebs verstorben; nach einem Jahr Ausbildung in einer Haushaltsschule in der Romandie musste die jugendliche Verena den elterlichen Haushalt übernehmen. Schmalhans als Küchenmeister lehrte sie vieles, was sich später auch für mich als wertvolle Ergänzung der eigenen gastronomischen Anstrengungen entpuppen würde:

Haferflockenschnitten, panierte Selleriescheiben, geröstetes Mehl zur Geschmacksverstärkung, mithin Fleischersatz jeglicher Art, und eine Hochachtung vor Resten, aus denen immer wieder Neues und Überraschendes entstehen kann. Nach Wickelbrett und Laufgitter war mein Platz immer in der Küche bei Mutter und Dienstmädchen. Ich beobachtete spielend und lernte laufend und brauche deshalb keine Kochbücher.

Meine Mutter war ein durch und durch sinnlicher Mensch. Schwarzes Haar, hellblaue, strahlende Augen, eine angenehme, wohlproportionierte Erscheinung – und sie wusste damit zu kokettieren. Ihre besondere Vorliebe galt katholischen Geistlichen, die sie mit ihrem weiblichen Instrumentarium darauf prüfte, ob sich unter der Soutane doch noch ein rechter Mann rege oder nicht. Gleichzeitig versuchte sie mit solchen Charmeoﬀensiven gegenüber Dritten den sinnlichen Nerv meines Vaters zu treffen, den sie oft und nicht ganz nett als «Langweiler» abkanzelte.

Etwas unheimlich erschien mir diese sinnliche Seite meiner Mutter wegen des damals üblichen Höhensonnenbads. Jeder Haushalt besass so eine künstliche Sonne der Marke «Solis» (sic) oder «Jura», und man hatte sich alle paar Wochen völlig entblösst ins komplett verdunkelte Elternschlafzimmer zu legen, einzig bewehrt mit einer Brille mit geschwärztem Glas, um alsbald, je länger der Winter dauerte, umso länger nebeneinander auf dem Doppelbett zu liegen, sich auf Kommando zu drehen und um Himmels willen nicht direkt in die Glühbirne zu blicken. Das war einerseits furchtbar langweilig und liess mich andererseits etwas spüren, ein Geheimnis, das der später keimenden Erotik noch lange den Geruch elektrischer Entladungen und die Angst vor der radikalen Prozedur auf den Weg mitgab. Das Nacktbad unter der Höhensonne –

ein Hauch des Überschwangs von «Monte Verità» war dabei, aber eben auch, und das nahm ich in frühesten Kindheitsjahren wahr, die Erzählungen über die Juden in den Konzentrationslagern, wie sie nackt in die Vergasungskammern gedrängt worden waren. In einem der Fotobände über den Zweiten Weltkrieg war es zu sehen gewesen: Frauen und Kinder, wie Vieh zusammengepfercht, von deutschen Soldaten mit ihren Gewehren bedrängt, dahinter eine Baracke mit der Aufschrift «Bad». Ein Kind kann «Unheil» im abstrakten Sinn noch nicht verstehen, aber es kann ahnen, was eher gut, was eher böse und was ganz abgründig schlimm ist. Dieses Schlimme wurde Teil meiner Kindheit und Jugend. Es verfolgte und prägte mich; ich musste es im Bann halten.

Hinter der Wickelkommode stand, frei auf Füßchen, die Badewanne, darüber der Wasserboiler, dessen Inhalt auch für das Abwaschen des Geschirrs erhalten musste und nur nachts und an Wochenenden aufgewärmt wurde. Die familiären Badeprozeduren konzentrierten sich deshalb auf den Samstag, und oft hatte man ins Badewasser eines Vorgängers einzusteigen. Mutter pflegte mich ab und zu zur wöchentlichen Körperpflege meines Vaters abzukommandieren. Das Bad am Samstagabend! Papa kam dem von meiner Mutter implizit geäußerten Aufklärungsauftrag insofern nach, als er mir wortreich erklärte, wie wichtig die Reinigung des Gemähtes bei den Dienstpferden gewesen war. Im Übrigen demonstrierte er mir aber lieber das Gesetz des Auftriebs anhand eines sorgfältig mit einer Luftblase ins Wasser gelassenen Waschlappens. Die Wölbung wurde alsdann mit Gewichten belegt, einem Stück grüner Kernseife, einem zweiten, dritten Stück, um schliesslich mit der Rückenbürste die Havarie der schwimmenden Insel herbeizuführen.

Mein Vater stammte aus einer Schifffahrer-Familie süd-deutschen Ursprungs. Die Vorfahren importierten bulgarisches Getreide auf der Donau, um es nach Übersetzung über den Bodensee in Rorschach an die Stadt St. Gallen und an den Fürstabt zu verkaufen. In Lindau brachten es die Hummler zu einigem Wohlstand, der ihnen auch in regelmässiger Folge das Bürgermeisteramt der freien Reichsstadt eintrug. Als Folge der deutschen Reichsbildung im 19. Jahrhundert und der Eingliederung Lindaus in das bayrische Königreich floh mein freiheitsliebender, republikanisch gesinnter Urgrossvater Emil Hummler in die Schweiz, um nach 1848 als einer der vielen deutschen Liberalen unternehmerisch tätig zu werden – als erster Dampfschiffkapitän auf dem Thunersee. So wurde er Thuner Burger und wir bernische Schweizer. Mit Migrationshintergrund.

Ganz nebenbei kam mein Vater manchmal auf den Wasserboiler zu sprechen. Da gab's im mütterlichen Teil seiner Familie einen dunklen Fleck: den Untergang der an sich blühenden Kesselfabrikation Vogt-Gut in Arbon, ausgelöst 1934 durch den Flugzeugabsturz des Firmeneigentümers Heinrich Vogt, zusammen mit dem Firmeningenieur und Militärpiloten Scheller. Grossvater Otto Maximilian und seine Frau Berta, Apotheker im Städtchen, mussten nach meinem Wissensstand in der Folge die Familie Vogt aushalten, damit deren Ruf als ehrenwerte Kaufleute nicht verloren ging.

Unternehmerische Engpässe auf beiden Seiten meiner Herkunft, dazu die Eindrücke des noch nachwirkenden Zweiten Weltkriegs und die Erinnerung an die verheerende Stickereikrise: Meine St. Galler Kindheit mit den zwei deutlich älteren Geschwistern Andreas und Cornelia war, wohl zu Recht, von Sparsamkeit und sehr haushälterischem Umgang mit Geld und

Dingen geprägt. Neureiche Arroganz wurde beargwöhnt und verurteilt. Das erste Auto unserer Familie war ein blauer Ford Taunus, der der freisinnigen Partei gehörte und auf den mein Vater privaten Zugriff hatte, weil er Parteipräsident war. Diese Freude musste allerdings geteilt werden mit der Familie des Parteisekretärs Heinz Allenspach-Wegelin. So fuhren denn erst wir, dann sie in die Sommerferien. Auf der Autostrada del Sole löste sich einmal die Halterung der Motorhaube; sie schnellte vor unseren Augen in die Höhe, und mein Vater musste das Auto durch das Seitenfenster manövrierend in Sicherheit bringen.

Kühl zu reagieren war eine seiner herausragenden Eigenschaften, was der Familie ein fast unumschränktes Selbstvertrauen, um nicht zu sagen Urvertrauen, bescherte, Zuversicht im Grundsätzlichen und Gelassenheit gegenüber vordergründig Wichtigem. Meine Mutter ergänzte diese sich am Verstand orientierende Überlegenheit durch einen ausdrücklich nichtintellektuellen Überschuss an Liebesfähigkeit. Wenn ich aus dem einengenden Klammergriff des Wickelns befreit war, strahlten mir die schönsten, lebhaftesten blauen Augen ins Gesicht, und es war mir unendlich wohl auf dem Überseekoffer.

Gebrannte Crème. Und ein Mord?

In der «Frohburg» an der Rorschacher Strasse, etwa in der Mitte zwischen der St. Galler Innenstadt und St. Fiden gelegen, lebten das ältere Ehepaar Kirchhofer, die Familien Hummler und Jaeger sowie einige Dienstmädchen in einer Art urbaner Dorfgemeinschaft. Dreh- und Angelpunkt des Zusammenlebens war die Waschküche mit den notwendigen weiteren Einrichtungen wie Estrich und Bügelzimmer. Einmal in vier Wochen wusch man gross, das heisst mit Einbezug der Bettwäsche. Dazwischen mussten die Familien mit den vielen Stoffwindeln einander wohl oder übel aushelfen; das nannte man «die kleine Wäsche», notwendiges und zumeist heiteres Trittbrettfahren bei den andern, mit viel Potenzial zur Interaktion zwischen den Partien und ihren Angestellten. Ohne solche kam damals kein anständiger Haushalt aus. Bei den Hauseigentümern Kirchhofer arbeitete und wohnte eine Jungfer schwäbischer Abstammung; wir beschäftigten im Jahresturnus junge Haushaltspraktikantinnen aus dem Werdenberg. Dazu kamen, als Teilzeitangestellte, der betagte Gärtner Lanz in langer, grüner Schürze, die Waschfrauen, die Büglerinnen und etliche Putzfrauen.

Der grosse Waschttag begann damit, dass Vater Hummler, Doktor der Volkswirtschaft, oder Dr. med. Kurt Jaeger, angesehenener Ohren-, Nasen- und Hals-Arzt in der Stadt, am Montagmorgen um vier Uhr den Kupferkessel einfeuerte, denn um sieben Uhr musste die Kochwäsche für ein drei- bis vier-

stündiges Bad in den Sud. Die Waschküche befand sich im Hinterhaus, in einem in den Hang gebauten mehrstöckigen Riegelhaus, wo seit kurzem die Stallungen für Carl Kirchhofers Pferde zu Garagen für die Mieter mit moderneren Bedürfnissen umfunktioniert worden waren. Im Winter war das Hinterhaus oft so kalt, dass der Dampf aus dem Kupferkessel den Boden aus gegossenem Bitumen beschlug; die akrobatischen Einlagen wohlbeleibter Waschfrauen waren zeitweilig bühnenreif. Nach dem Einfeuern beherrschte die jeweilige Hausfrau das Geschehen, das, je nach Luftfeuchtigkeit und Trocknungsvorgang der Wäsche, bis Mittwoch oder Donnerstag dauerte.

Zum Mittagessen gab es dann jeweils Speck und Bohnen oder Milchreis mit Früchtekompott und Zimt, zuvor eine «Gsöödsuppe», die St. Galler Variante der Bündner Gerstensuppe. Der Herr des Feuers und pater familias hielt sich in diesen Tagen, da viele Frauen in weissen Schürzen um den Tisch versammelt waren, der Mittagstafel eher fern. Die Angestellten waren zumeist Jungfern unbestimmten Alters («Frolein» Bernegger, Möhl, Steingruber oder ähnlich). Sie wussten viele Geschichten und kicherten und glucksten in einem fort. Der kleine Konrad schaute und hörte aufmerksam zu und genoss den komplexen Vorgang zur Erlangung blütenweisser Wäsche in vollen Zügen. Vor allem das «Bläuen» hatte es ihm angetan – da wurde doch eine Art Tinte in ein Wasserbad gegossen, man glaubte die Wäsche verloren, aber sie erstand in einem Weiss, das ohne den Blaustich gelblich geblieben wäre. Wunderbar.

Die vier Kinder Jaeger vom zweiten Stock und wir drei Kinder Hummler vom Hochparterre des spätklassizistischen Hauses bevölkerten und belebten das kleine Paradies inmitten der Stadt St. Gallen. Im Hinterhaus gab es Dutzende von Ver-

stecken, hinter den Holzbüscheli im Estrich, den Sandkisten aus Kriegszeiten, den geheimnisvollen Koffern und Kisten. Wir verschafften uns Zugang zum früheren Knechtezimmer, zu den verbliebenen Stallungen. Im «unteren Garten», das heisst auf der von der Rorschacher Strasse abgewandten Seite, bildete der Vorplatz zu den Stallungen ein formidables Fussballfeld. Die Teppichstange war das Goal. Die Jaegerkinder waren des Ballspiels mächtiger als die Hummlers, und deshalb war unser Territorium eher das die Liegenschaft gegen Norden abgrenzende Wäldchen mit seinem Baumbestand aus aller Welt. Mein Lieblingsbaum war eine Eibe, in deren Ästen mein älterer Bruder Andreas mit unverrottbarer Schnur, wie er behauptete, eine Hängematte geknüpft hatte.

Zwischen dem Wäldchen und dem gepflasterten Vorplatz gab es eine liebevoll angelegte Gartenanlage mit einer Rondelle für Damenkränzchen und andere Lustbarkeiten der Erwachsenen. Frau Martha Kirchhofer, gewichtige Ehefrau des «Hausmeisters», sprich Eigentümers der stattlichen Liegenschaft, lud hier von Zeit zu Zeit Damen aus dem St. Galler Bürgertum zum Nachmittagstee unter die schattenspendenden Bäume ein. Fräulein Amalie servierte. Es gab belegte Weissbrötchen und später eine süsse Nachspeise. Diese stand, es war eine grosse Schüssel gebrannte Crème mit Schlagrahmgarnitur, etwas abseits unter dem Gebüsch. Wir Kinder, ich deren kleinster Knirps, beobachteten das noble Treiben vom Wäldchen her. Der Wagemutigste unter uns war der Franz. Franz Jaeger, nachmaliger Nationalrat und Hochschulprofessor. Er wagte sich Schritt für Schritt durchs Unterholz auf die Frauen zu, wollte mit seiner ausgestreckten Zunge einen Schleck nehmen – da wurde er von der Damenschaft entdeckt, und vor Schreck vom Geschrei steckte er seinen ganzen Kopf in die ge-

brannte Crème. Was folgte, weiss ich nicht mehr. Vermutlich eines der vielen Donnerwetter des Hausmeisters Carl Kirchofer, der stolz war auf seine Bezeichnung «kantonaler Strassenbauingenieur a. D.» und «Oberstleutnant der Kavallerie a. D.», im Übrigen aber von eher zierlicher Statur war und in jedem Kräftemessen mit der neuen Generation zu unterliegen pflegte. Seine Welt des 19. Jahrhunderts war definitiv vorbei; der Niedergang der «Frohburg» liess sich trotz ihrer Stattlichkeit oder gerade deswegen nicht aufhalten.

Dass das Haus an der Ausfallstrasse St. Gallens gegen Osten nicht für drei verschiedene Parteien gebaut worden war, sondern für eine Sippe und ihre Bediensteten, wurde mir erst viel später bewusst. Aber was wir spürten, war die versteckte finanzielle Not eines Epigonen des stolzen Bürgergeschlechts, das eine Generation zuvor noch das prachtvolle «Kirchhoferhaus» gegenüber der Tonhalle der Öffentlichkeit vermacht hatte. Noch kannte ich das Wort «Subsistenz» nicht, aber bald einmal wusste ich, dass Selbsterhalt nicht hinreichend ist: Er läuft auf einen bröselnden Abglanz einer früher einmal gehaltvollen Substanz hinaus. Der kantonale Beamte Carl war nicht in der Lage, die «Frohburg» in ihrer ursprünglichen Funktionalität aufrechtzuerhalten. Er musste Wohnungen unter und über ihm vermieten, die eine an seinen Verbindungsfreund («Singstudenten») Alfred Hummler, was ja noch anging, die andere, schon etwas grenzwertiger, an den zum Katholizismus übergetretenen Arzt Kurt Jaeger. An Erneuerung und Investitionen war nicht zu denken.

Die Ansprüche an den Wohnkomfort stiegen aber im Verlaufe des Wirtschaftswunders der Fünfzigerjahre rasant; die Familie Jaeger verliess deshalb die «Frohburg» zum grossen Bedauern der Hummlerkinder und zur Freude von Hausmeister

Carl, der so den «Flegel Franz», wie er ihn nannte, loswurde. Was auf die Familie Jaeger folgte, war typisch für die soziale Umwälzung im Haus und im Quartier: ein Ehepaar M. mit Kind aus der Innerschweiz, er Eisenleger, sie einfältig-fromme Kirchgängerin, die zusammen mit Fräulein Amalie, der zeitlosen Dienstmagd des Ehepaars Kirchhofer aus dem stockkatholischen Allgäu, jeden Morgen um sechs Uhr die Messe im nahen St. Fiden besuchte. Es seien rechtschaffene Leute, sagte man.

Aber eines Tages rumpelte es in jener Zeit im Treppenhaus, und wir wachten erschrocken auf. Die Polizei war da, ein Gemeindesarg wurde hinausgetragen. Frau M. sei in der Nacht erstickt. An Stadtgas. Sie hätte sich nachts noch etwas kochen wollen, weil sie schwanger war und Hunger verspürt hatte. Kurz darauf zog Vater M. mit Sohn René wieder aus, und es folgte das ältliche Ehepaar H., das immer ein wenig nach süsslichem Urin roch und uns alte Schokolade anbot.

Frau M. – erstickt? Von selber? Ich trug noch während Jahren ein zusätzliches Wissen mit mir herum, das der Sache vielleicht eine andere Wendung gegeben hätte. Denn Söhnchen René war mein Spielkamerad gewesen, und von ihm wusste ich zweierlei: dass da noch ein Onkel Kari kurz zuvor aus dem Gefängnis entlassen worden war. Und: dass die Männer über die Frau uriniert hätten («gebrunzt»), als sie tot war. Vielleicht hatte mein Gefährte das alles erfunden, wer weiss. Aber den Kari gab es, und er war mir stets unheimlich gewesen. Ein düsterer Kerl, vor dem ich in den unteren Stock flüchtete, wenn er auftauchte.

Weshalb verschwieg ich das alles? Weil ich eben dafür keine Sprache gefunden hatte. Erstmals hatte ich aus nächster Nähe Bekanntschaft gemacht mit etwas Bedrohlichem, Un-

heimlichem, Schlimmem. Ich war als Bub ein schweigsamer Zuhörer, auch viel später noch. Das Schlimme als Möglichkeit bohrte sich von da an bewusst in mich hinein. Die Kunde von den Gaskammern in den Konzentrationslagern war eine Erzählung und als solche immer verbunden mit einem bestimmten «Nie wieder!», vorbei, für immer. Nun aber gab es eine tote Mutter, einen düsteren Onkel, einen Vater, von dem man nicht wusste, ob ... Im Kindergarten zeichnete ich damals eine Weile lang nur noch violette Hexen, sodass die Kindergärtnerin sich bei Mutter erkundigte, was denn nur mit mir vorgefallen sei. Ich würde wohl unter der nicht geglückten Wahl meines Vaters zum Nationalrat leiden, war ihre Erklärung ohne Rückfrage an mich.

Der Zerfall der prekären sozialen Ordnung in der «Frohburg» beschleunigte sich noch, als mein Vater entschied, Mutter müsse mit einer vollautomatischen Waschmaschine ausgerüstet werden. Sie, Marke «Gehrig Lavella», kam in unsere Küche zu stehen, zwischen Kochherd und Schüttstein, und diente auch gleich als Ablagefläche für die Küchenmaschine samt Mixer, die kurz darauf folgten. Von da an war meine Mutter nicht mehr Herrscherin über einen eingespielten Arbeitsprozess, sondern Zudienerin von Maschinen. Das Personal verflüchtigte sich nach und nach. Mutter musste in einem Haus aus dem 19. Jahrhundert moderne Hausfrau spielen. Eigentlich hätten wir bald einmal ausziehen wollen, so wie die Jaegers. Aber meine Eltern brachten einen Wegzug aus Rücksicht auf den Hauseigentümer und Singstudentenfrend nicht übers Herz. Er sei ja schon alt, und ewig könne das eh nicht mehr dauern. Mit 97 Jahren verstarb Carl Kirchhofer, und so blieben wir in der «Frohburg» bis ins Jahr 1977, denn mit jedem zusätzlichen Lebensjahr erschien ein Wegzug noch schwieriger.

So lebten wir lange auf Abbruch, auch und gerade in jener Zeit, als Vater zum Stadtoberhaupt gewählt worden war. Die Leute auf dem Rosenberg und im Hompeliquartier verstanden uns nicht. Wir hatten uns dagegen längst auf die bröckelnde Existenz eingestellt und waren leise stolz darauf.